

gelesen

Daniela Tandecki

Kurt Drawert:

Frühjahrskollektion.
Gedichte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002, 92 Seiten, gebunden, 15 Euro.

Thomas Rosenlöcher:

Am Wegrand steht Apollo. Gedichte.
Mit vier Zeichnungen von Dieter Goltzsche. Insel Verlag, Frankfurt am Main 2001, 59 Seiten, gebunden, 10,80 Euro.

Lyrik hat es nicht leicht auf dem Buchmarkt. Enzensberger erklärte einmal: „Die Poesie ist das einzige Massenmedium, bei dem die Zahl der Produzenten die der Konsumenten übertrifft. Hand in Hand mit dem Bedürfnis, Gedichte zu verfassen, geht nämlich der Abscheu davor, sie zu lesen.“ Dieses bedauerliche Phänomen ist den Autoren beider oben genannten Bände nur allzu bewusst. Dabei gehören gerade sie zu jenen, deren Werke davon Zeugnis ablegen, dass Lyrik nicht nur lesenswert, sondern auch ausgesprochen lesbar selbst für den eher prosage-

wohnten Konsumenten sein kann.

Die Autoren Drawert und Rosenlöcher verbindet mehr als der Umstand des unabirrbaren Gedichteschreibens. Beide wuchsen in der DDR auf. Beide gelangten nach mehr oder weniger großen Umwegen an das Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig und betätigten sich seit den achtziger Jahren als freie Schriftsteller. Beide wissen auch mit Prosa umzugehen und sind für Werke wie *Spiegelland. Ein deutscher Monolog* (Drawert, 1992) oder *Ostgezeter* (Rosenlöcher, 1997) vielfach gepriesen worden. Und beide sind hellwach für den Alltag in Deutschland geblieben, den politischen, den kulturellen, den (zwischen-) menschlichen. Um es vorwegzunehmen: Es bringt Gewinn, ihre Werke zu lesen. Und es ist obendrein ein Vergnügen.

Kurt Drawerts Gedichtsammlung Frühjahrskollektion besteht aus drei Teilen mit den Untertiteln „Ich liebe Industriegebiete“, „Die Engel der Land-

straße“ und „Geld und Gedichte“.

„Vögel“ bilden den Auftakt zur *Frühjahrskollektion*. Doch wer mit soniger Poesie zum Lenz rechnet, erhält gleich zum Auftakt eine Lektion: Die sonst so lustigen Zwitscherer und Flatterer sind „durchgedreht“, denn die Zukunft des Landes sieht weniger rosig aus: „mit einem Abstand betrachtet,/ erwarten uns härtere Zeiten,/ windig.“ Das „Pfeifen“ der Vögel wird zeitweilig gar zur Tortur, nämlich als Tinnitus im Ohr des überforderten Menschen, als Begleitmusik zum technisch-digitalen Abstieg in die Hölle („Idylle, rückwärts“).

Drawert vertrat stets die Meinung, dass selbst lyrische Texte Härte enthalten sollten, da die Wahrheiten des Alltags ja doch immer noch ein wenig schlimmer seien. In einem Interview erklärte er einmal: „Wäre die Tagesschau ein Theaterstück, käme dessen Autor vermutlich in Zwangsverwahrung wegen paranoider Wirklichkeitsdeu-

tung.“ Der Leser der *Frühjahrskollektion* ist also vor gewarnt: Warm anziehen, nicht nur für den Jahresbeginn; am Ende der Sammlung werden Raben in einem „Wintergedicht“ krächzen.

Geflügelte Begleiter sind übrigens Dauergäste in Drawerts Gedichten. Oft resigniert, geben sie sich untreu, scheinen nicht bleiben zu wollen, und doch: Ob Engel oder Vögel, stets sind sie präsent, ein permanentes *memento mori* („Engel“, „Mahnung der Engel“, „Wunder“ etc.). Ihr Auftreten ist, wie man sich denken kann, kein Zufall. Vögel oder Engel gelten vielfach als Abbilder der Seele. Apollo, der Musenführer, ist häufig auch Seelenführer und wird von Vögeln begleitet. Drawerts so eingängig unseren Alltag treffende Gedichte bedienen sich nämlich nonchalant und sicher aus einem klassischen Bildungsfundus.

„Knochengitter“

Des Dichters Seele taucht während einer Darmspiegelung wieder auf. Aus der hoch technisierten Untersuchung wird plötzlich eine metaphysische Reise: Unversehens ruft Drawert ein Bild aus barocken Emblembüchern wach, auf dem ein Skelett in der Wildnis sitzt, während die in seinem Brust-

korb eingesperrte Seele hinter den Rippenstäben zu Gott um Befreiung aus dem sterblichen Körper fleht. Drawert sinniert „in diesem Knochengitter, / wenn je und überhaupt des Menschen/ letzter Grund die Seele ist, / dann muss sie hier von Schleim/ umhüllt in einem Winkel liegen“. In diesem Moment entfernt der Arzt etwas mit seiner Zange ... („Koloskopie“).

Wehmut und Ironie

Oft gibt sich der gegenwartsgeplagte Poet müde und voller Wehmut; Vergänglichkeit und verflossene Lieben belasten ihn. Manchmal jedoch kehrt kraftvolles Leben zurück. Es manifestiert sich in kompromissloser, mitreißender Leidenschaft („Traum der Verführung“) oder in Reiselust, die Drawert in andere Länder führt. Insbesondere Polen ist ihm ans Herz gewachsen. Immer wieder führt ihn die Landstraße seines Lebens dorthin, nach Görlitz, Krakau oder in die Karpaten – „Europäisch betrachtet, / vorwiegend Neuland. [...] Goethe war nicht hier, / oder Humboldt“ („Die Beskiden“).

Doch der Großteil der modernen Alltagsgehetzten hat keine Zeit für derlei Reflexionen und ist bemüht, Schwächen zu tabu-

isieren. Hyperaktiv und zwanghaft glücklich agiert im Fitnessstudio „eine Horde unsterblicher Körper/im prallen Stoff eines T-Shirts“ und wird schließlich, „getrieben von einer Lust auf gar nichts“, „Gott/in einem Überraschungsei finden“ („Fit for fun“). Drawert trifft mehrfach die Oberflächlichkeit einer Light-Gesellschaft ins Mark, in der die Kriege, die Liebe, die Lektüre und die Kündigungen gleichermaßen seicht präsentiert werden („Leicht“). Spätestens seit Erscheinen seines bitterbösen Stücks *Steinzeit* 1999, das eine neurotische Konsumgesellschaft bloßstellt, sollte man mit seinem Potenzial für Sarkasmus rechnen.

Auch die Rolle des Autors wird selbstironisch reflektiert. Erst vor wenigen Jahren wurde er mit allen wichtigen Literaturpreisen überhäuft, jetzt nur noch mit Rechnungen, lästigen Anrufen und ungeöffneten Briefen, „die schon zu riechen beginnen, von den Fußnoten/ aufwärts und wenig virtuell, leider“ („Just now, 99 am Ende“). Über das Schicksal eines Lyrikverfassers tauscht er sich mit anderen Dichtern und Literaten aus, etwa mit dem inzwischen verstorbenen polnischen Schriftsteller Zbigniew Herbert: „Denn er war uns im Kopf, / der Osten,

dieser Krieg der Sprache gegen die Sprache“ („Zbigniew Herbert“).

Ein anderes Mal trifft und zitiert er bei Karstadt Walther von der Vogelweide. Wo der mit einem Lehen beglückte Minnesänger jedoch über Gnade, Reichtum und Ehre philosophiert, setzt Drawert dessen Reichston folgendermaßen fort: „ich stehe im brockhaus/ und lebe von stütze,/ versprochen war vieles/geblieben ist grütze“ („klagelied [barock]“). Walther erhielt noch ein Lehen. Drawert wurde „erst heiliggesprochen,/ dann abserviert“. Dennoch stellt er die Armutzeugnisse an unsere Gesellschaft diskret und mit viel Nachsicht aus. Seine (Wieder-)Entdeckung könnte man mit der *Friühjahrskollektion* beginnen.

Rosenlöchers Wiepersdorf

Thomas Rosenlöchers Gedichtzyklus „Am Wegrand steht Apollo“ besteht ebenfalls aus drei (unbetitelten) Teilen. Es handelt sich um sein „Wiepersdorfer Tagebuch“. Schloss Wiepersdorf, der ehemalige Wohnsitz der von Arnims im Niederen Fläming, vergibt nach seiner Wiedereröffnung 1992 Stipendien an Künstler. Rosenlöcher hielt sich 1998 dort auf und notierte seine Impressionen

im Wechsel der Jahreszeiten.

Wer allerdings auf bukolische Schilderungen hofft, kennt seinen Rosenlöcher schlecht. Zwar harren griechische Götterskulpturen im Garten der Besucher, aber mit deren Erhabenheit ist es nicht weit her; der Dichter braucht eine Weile, bis er in einer Steingestalt, „Erschreckend niedrig benast“ und auf den ersten Blick dem ländlichen Ambiente entsprechend, ein Huhn zu Füßen und ein Bündel Spargel haltend, den Göttervater Zeus mit Blitzen und Adler erkennt („Steingrau“).

Die Entzauberung der Heroen setzt sich im Hause fort. Die Anwesenheit anderer Kunstschafter hatte Rosenlöcher schon im Vorwort bedenklich gestimmt, „weil er hier dauernd auf Künstler trifft, als Künstler jedoch die Aufgabe hat, möglichst einmalig zu sein“. Diese Sorge stellt sich jedoch schnell als sein geringstes Problem heraus, weil einige der vielen Kreativen mit ihren Äußerungen die Stille erheblich beeinträchtigen, ob sie nun ihre Instrumente und Computer traktieren oder ihre Ausstellungen – „handsignierte Scheiße“ – erläutern. Und selbst in diese Enklave dringt dumpfes Grollen, das an die Krisen der Außenwelt

erinnert: „bestimmt gibt's Gewitter, die Zeitung erklärt schon den künftigen Krieg“ („Über die Baumwand lugt eine dunkle Wolke herein“). Im Wald erinnert eine militärische Stätte, „sowjetsternüberstrahlt“, an das „Damalsgrölen“ der jüngeren Vergangenheit („Standort“), und auf den Straßen zwischen den Dörfern fahren sich kopflose Autofanatiker zu Tode („Dämmerungsraser“).

Der Langsamschreiber

Am strengsten freilich geht der zur Besinnlichkeit gezwungene Autor mit sich selbst ins Gericht. Zu schaffen macht ihm, der sich selbst wiederholt als Langsamschreiber bezeichnet hat, vor allem seine kreative Untätigkeit, die ihn zu der Überlegung veranlasst, ob nicht der vor der Küche sprühende Knollenblätterpilz Stipendiaten vergiften könnte, „vor allem mich, monatelang/auf Kosten des Staats hier, ohne auch nur eine/einzige Zeile! Apollo sieht mich/[...] die Zeitung umblättern: ein Dauerschmarotzer/und Augenblicksarsch“ („Überreichliches, gleißendes Licht“). Nicht einmal der titelgebende Musenführer vermag ihn zu inspirieren, weshalb er Zerstreuung in der freien Natur sucht. Dort begegnen ihm, nicht anders als Dra-

wert, lebende und tote Kollegen, etwa der in der DDR zensierte Lyriker Adolf Endler, dessen „Resumé“ ihn inspiriert, wiewohl Endlers zahlreiche Gedichte ihn, Rosenlöcher, prompt wieder an sein eigenes, überschaubares, „turnbeutelhaftes Gesamtwerk“ erinnern („Das Blätterorakel“). Gelegentlich kommuniziert er kollegial mit den ehemaligen Hausbesitzern Bettina oder Achim von Arnim. Doch als er es Zelebritäten wie Arnim, Luther oder Kirsch gleich tun will, die mit stolzem Ross, schneller Kutsche oder stabilem Rad die Umgebung erforschten, findet er, „der Nobody“, nur einen maroden Drahtesel, der ihn schnurstracks zerschrammt in eine Pfütze befördert: „Zu blöd, nur Guest auf Erden zu sein / und dann auch noch unbekannt“

(„Wittenberger Landstraße“).

Tempus fugit

Doch die eigene Misere dient nur als burleske Fassade für die eigentliche Erkenntnis, das allzu rasche Verrinnen des Erdenlebens. Schon einmal ist der Dichter im Grase entschlafen („Die Nachtigallenfrage“). Nächtlich ruft ein Käuzchen, und Totenglocken wurden schon vernommen. Listig und gekonnt handhabt auch Rosenlöcher klassisches Wissen: Das Grollen vom Anfang ist nie ganz verstummt. Es entpuppt sich als das Rollen der Räder, auf denen laut Rosenlöchers barockem Kollegen Andrew Marvell der geflügelte Streitwagen der Zeit daherkommt. Bei Rosenlöcher allerdings dröhnt stattdessen ein irdischer Rasenmäher so lange durch das Idyll, bis

sein Fahrer, der „Gänseblümchenmörder“, plötzlich „auf leisen Sohlen“ naht, um die Götterskulpturen für den Winter in Brettersärge zu hüllen („Götterdämmerung“). Tempus fugit. Auch Rosenlöcher muss gehen, freilich nicht ohne ein Abschied nehmendes Augenzwinkern: Über die preußisch kargen Gräber der Arnims ist eine Maus gelaufen. Wenn man Rosenlöcher kennt, fällt es schwer, vor diesem Hintergrund eines Hortes geballter künstlerischer Aktivität nicht an Horaz' *Ars poetica* zu denken: „Gebirge kreißen, geboren wird eine lächerliche Maus.“

Das gilt jedoch, um das noch einmal zu betonen, nicht für diesen Band. Das Langsamsschreiben von 1998 bis 2001 hat eine Perle hervorgebracht.

Welche Hegemonie?

„Von anderen Kulturen unterscheidet den Islam, dass er jenseits einer zeitweiligen geschickten Anpassung darauf beharrt, ein eigener, religiös untermauerter Weltentwurf (sogar mit eigener Zeitrechnung) zu sein, der selbst auch nach der Herrschaft strebt. Die Muslime hätten nichts dagegen, wenn sie, nicht die Amerikaner, die Weltmacht wären.“

Es wäre zu simpel, für die Unbilden der islamischen Welt immer nur die Interventionen von außen verantwortlich zu machen. Dies ist das Geschäft muslimischer Apologeten, die das bis zum Überdruss betreiben. Im Zeitalter des Imperialismus versuchten nicht wenige muslimische Politiker, die ‚Westler‘ auch auszunutzen und für ihre machtpolitischen Ziele zu instrumentalisieren. Es gelang ihnen nur nicht. Die westlichen Mächte waren stärker und geschickter. Letztlich ist es auch Saddam Hussein so ergangen.“

Wolfgang Günter Lerch am 30. Januar 2003 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*